

Reden ist Silber, Schweigen ein Schreck

Stumme Kinder sind für Lehrpersonen kein grosses Problem. Deswegen wird die psychische Krankheit dahinter oft spät erkannt.

Sabine Kuster

Sie antworten nicht auf die Fragen der Lehrperson. Sie erstarren auch vor anderen Kindern. Sie getrauen sich nicht zu sagen, dass sie aufs WC müssen. Solche schweigenden Kinder sind keine Einzelfälle mehr: Während die Störung früher als sehr selten bezeichnet wurde, gehen Fachleute heute davon aus, dass 0,5 bis 2 Prozent aller Kinder betroffen sind.

Mutismus, genauer «selektiver Mutismus», heisst der Fachbegriff. Es ist eine Angststörung und bedeutet, dass betroffene Kinder meist nur mit ihren Eltern und Geschwistern reden. Im Hort, im Kindergarten oder der Schule schweigen sie. Auch wenn sie gefragt werden, ob sie Schokolade möchten. Wenn sie nicken, ist das schon ein Erfolg.

Deutlich mehr Fälle von schweigenden Kindern

«Seit einigen Jahren haben wir deutlich mehr mutistische Kinder in der Therapie», stellt Rita Emmenegger, Logopädin der Stadt Zürich, fest. Sie ist eine der wenigen Logopädinnen, die sich auf selektiven Mutismus spezialisiert haben.

In der Schweiz gab es bis anhin lediglich eine Interessensgemeinschaft von Eltern mit mutistischen Kindern (mutismus.ch). Die Seite listet Logopädinnen und Logopäden, Psychologinnen und Psychologen, Maltherapeutinnen, Psychotherapeutinnen, Heilpädagoginnen und eine Begabungsexpertin auf.

Rahel hatte Glück. Sie wohnt in Winterthur, wo eine Mutismus-Expertin ihre Praxis hat. Die Schulpsychologin schickte sie im 2. Kindergartenjahr zu ihr und schrieb: «Mit Gschpänli kommuniziert R. nicht. R. spielt und arbeitet oft allein oder unbeteiligt neben anderen Kindern.» Rahel stand damals so unter Stress, dass sie täglich einnässte. Einige Wochen nach Beginn der Psychotherapie sprach Rahel im Kindergarten die ersten Worte. Nach fünf Monaten konnte sie mit der Kindergärtnerin und den Kindern ungenhemmt sprechen. Das Einnässen hörte auf.

Für ihre Therapeutin Franziska Florineth war Rahel jedoch ein Muster-Fall: «Alles, was wir anpackten, funktionierte.» Nach weniger als einem Jahr konnte sie die Therapie beenden.

«13.11.2012: Ich habe mich zum ersten Mal getraut, eine Freundin anzurufen!

Im Kindsgi war ich mutig! Ich habe vor allen einen Purzelbaum gezeigt.»

Notiz der Therapeutin auf einem Blatt für Rahel

den. «Sie merkte, da wird ihr geholfen, und ging gern hin», erinnert sich ihre Mutter. Heute ist Rahel 13 Jahre alt und immer noch keine Plaudertasche. Aber sie hat keine Mühe mehr, in der Schule zu sprechen.

Zu wenig ausgebildete Therapeutinnen

Die Schweiz hat Aufholbedarf: Franziska Florineth, Rita Emmenegger und weitere zehn Logopädinnen und Psychotherapeutinnen arbeiten an der Plattform www.mutismus-schweiz.ch, wo alle spezialisierten Therapeutinnen aufgeführt und auch Weiterbildungen angeboten werden sollen. Denn Tatsache ist, dass es nur in der Ausbildung zur Logopädin eine Sequenz zum Mutismus gibt plus eine Weiterbildung zu Stottern, Poltern und Mutismus. Psychotherapeuten müssen sich ihr Wissen und die Methoden selber aneignen.

Hinzu kommt, dass viele mutistische Kinder, die in der Krippe oder im Kindergarten nicht oder kaum sprechen, einfach als «schüchtern» gelten und Eltern wie Betreuer davon ausgehen, dass das Kind «schon noch auftaucht». Tatsächlich können Kinder nach dem Eintritt in Krippe, Kindergarten oder Schule vorübergehend verstummen. Wenn sie jedoch auch nach zwei Monaten noch nicht sprechen, sollte man handeln. Denn wie bei allen Angststörungen droht sich das Verhalten im Gehirn so zu fixieren, dass eine Therapie immer schwieriger wird.

Unbehandelt entwickeln die Betroffenen als Jugendliche und Erwachsene oft Depressionen und trauen sich in extremen Fäl-



Rahel musste das Sprechen in der Klasse oder vor Fremden in kleinen Schritten üben.

Bild: zvg

len nicht mehr aus dem Haus. Oft sind sie arbeitsunfähig.

Migrantenkinder sind viel häufiger betroffen

Betroffen sind häufiger Mädchen und deutlich häufiger Migrantenkinder. Die Mutismus-Expertinnen vermuten, dass der höhere Anteil an Ausländerkindern auch zum Anstieg von Mutismus geführt hat. Denn diese fühlen sich in der geforderten Sprache ohnehin unsicher und verstummen in Stresssituationen eher. Es ist aus demselben Grund auch kein Zufall, dass ein Drittel der mutistischen Kinder

eine Sprechauffälligkeit hat und sich fürs Sprechen schämt.

Doch auch Kinder ohne Migrationshintergrund oder Sprechstörung können verstummen. Oft haben die Betroffenen Trennungsängste und ein Elternteil ist ebenfalls sehr schweigsam. Bei einer neuen sozialen Herausforderung geraten sie zu stark unter Druck und frieren sozusagen ein, wenn sie sprechen sollten. Nach und nach entsteht ein Teufelskreis, der von Lehrpersonen und Eltern schwer zu durchbrechen ist. Die verzweifelten Eltern nehmen den Kindern Aufgaben ab oder

sprechen für sie – was kontraproduktiv ist. Viele Lehrpersonen wiederum verstehen das Schweigen als Verweigerung und reagieren verärgert.

Rahel wünschte sich nichts sehnlicher, als zu sprechen. «Reden ist ein Grundbedürfnis», sagt Therapeutin Florineth. Es ist der Schlüssel zu den sozialen Kontakten, die jeder braucht.

Was können Lehrer und Mitschüler also tun? Rahel sagt: «Sie sollen immer wieder etwas fragen.» Wie oft? «Jeden Tag einmal. Und nicht aufgeben.»

Bryna ist 14 und erst seit kurzem bei Florineth in der Thera-

pie. Mit zwei Jahren klärte der Kinderarzt das extrem zurückhaltende Kind auf Entwicklungsstörungen ab, aber fand keine. Mehrere Jahre besuchte sie eine Logopädie und eine Figurenspieltherapie. Als dies nicht den gewünschten Erfolg brachte, stimmten die Eltern der Psychotherapie zu.

Kleine Schritte bis zum Erfolg

Obwohl ihr das Sprechen mit Fremden noch schwerfällt, hat sie zugesagt, die Journalistin zu treffen. Sie mache fantastische Fortschritte, sagte die Therapeutin. Jetzt aber steht sie unsicher im Raum. Sie setzt sich und sagt wortkarg, ja, sie habe schon einmal einen Vortrag gehalten, halt nur vor der halben Klasse. Kleine Schritte, das ist das Rezept. Kleine, aber stetig wachsende Herausforderungen.

Ihre Freundinnen, sagt Bryna, würden mehr reden als sie, «aber nicht so viel, dass sie nerven». Wer nervt? «Die Buben, die dreinreden.»

Die Lehrer haben oft genug zu tun mit jenen, die ständig den Unterricht stören. Oft sehen sie bei mutistischen Schülern deshalb keinen Handlungsbedarf.

Bryna hat aber Lehrerinnen, die im engen Austausch mit der Therapeutin jeweils die neuen Mini-Etappenziele festlegen. Und Rahel hat ihr Blatt noch, auf dem es für jeden Erfolg einen Herz-Kleber gab: «7.11.12: Ich kann allein, ohne Mami, mit Frau Florineth ins Zimmer laufen!» «13.11.12: Ich habe mich zum ersten Mal getraut, eine Freundin anzurufen! Und: Im Kindsgi war ich mutig! Ich habe vor allen einen Purzelbaum gezeigt.»

Purzelbäume mochte sie sehr. Genau wie schöne Steine, die sie von Frau Florineth als Belohnung bekam, wenn sie sich im Unterricht freiwillig gemeldet hatte. Und sie hatte einen Stoff-Pinguin, der Mut machte.

Solches helfe, sagen die Therapeutinnen, aber der Anfang sei hart: «Es können Wochen vergehen, bis ein Kind spricht», sagt Florineth. Ihre Kollegin Psychotherapeutin Babette Bürgi Wirth sagt: «Je mehr Raum man einem Kind gibt, indem es die Schritte mitbestimmt, desto eher findet es seinen Weg.» Sie verhalte sich so, als wäre das Schweigen nicht da. Als könnte das Kind schon im nächsten Moment antworten.

Kleider machen Leute – innert Sekundenbruchteilen

Amerikanische Psychologen untersuchen die Wirkung von ärmlichen und noblen Kleidern und bestätigen Gottfried Keller.

Menschen beurteilen ihre Mitbürger innerhalb eines Bruchteils einer Sekunde aufgrund ihrer Kleidung, schreiben US-Psychologen der Universität Princeton im Fachblatt «Nature Human Behaviour». Dass sich Menschen vom äusseren Erscheinungsbild beeinflussen lassen, ist bekannt. Schon Gott-

fried Keller widmete seine 1874 erschienene Novelle «Kleider machen Leute» diesem Thema.

Diese Aussage überprüften die Forscher und erstellten für ihr Experiment manipulierte Porträtbilder. Darauf war ein Gesicht eines Menschen und der obere Teil des bekleideten Oberkörpers zu sehen. Das Gesicht

und den Oberkörper konnten die Forscher dabei frei kombinieren. Die Forscher montierten ein und dasselbe Gesicht sowohl auf Bekleidung, die von einer Jury zuvor als «reicher» bewertet wurde, als auch auf «ärmer» wirkende Bekleidung. In mehr als 80 Prozent der Fälle wurde ein und dasselbe Gesicht als fä-

higer eingestuft, wenn es auf einen Oberkörper mit «reicher» wirkender Kleidung montiert war. Der Effekt stellte sich sogar ein, wenn den Probanden das Bild für nur 129 Millisekunden gezeigt wurde. Das reicht den Forschern zufolge gerade einmal, um zu realisieren, dass man ein Gesicht gesehen hat. Selbst

als die Studienteilnehmer explizit aufgefordert wurden, nicht auf die Kleidung zu achten, hielten sie mehrheitlich Gesichter mit reicher wirkender Kleidung für fähiger.

«Die von uns beobachteten deutlichen und beständigen Effekte stimmen mit theoretischen Arbeiten und empirischen

Beobachtungen überein», schrieben die Forscher. «Es zeigt sich eine starke Tendenz, dass Menschen mit niedrigerem ökonomischen Status als weniger fähig empfunden werden.» Das führe häufig zu sozialer Ausgrenzung mit Nachteilen für die körperliche und psychische Gesundheit. (dpa)